

Hermann-Hesse-Jahrbuch

Band 17

Hesse

Königshausen & Neumann

Hermann-Hesse-Jahrbuch

Band 17

Hermann-Hesse-Jahrbuch

Band 17



Herausgegeben von
Michael Limberg
im Auftrag der
Internationalen Hermann-Hesse-Gesellschaft

Königshausen & Neumann

Das Hermann-Hesse-Jahrbuch, Band 17,
wird mit freundlicher Unterstützung der
Sparkasse Pforzheim Calw herausgegeben.



Herausgeber: Michael Limberg (Düsseldorf)

Beirat: Volker Michels (Offenbach), Andreas Solbach (Mainz),
Volker Wehdeking (Stuttgart).

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2025

Verlag Königshausen & Neumann GmbH
Leistenstraße 7
D-97082 Würzburg
info@koenigshausen-neumann.de

Umschlag: skh-softics / coverart

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist
ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Druck: Jelgavas tipogrāfija, Jelgava, Lettland
Printed in the EU

ISBN 978-3-8260-9313-5
eISBN 978-3-8260-9314-2

www.koenigshausen-neumann.de
www.ebook.de
www.buchhandel.de
www.buchkatalog.de

HERMANN-HESSE-JAHRBUCH

Band 17

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
 I Kraftquelle Natur	
Volker Michels, „ <i>Kraftquelle Natur</i> “ – <i>Einführung in die 24. Silser Hermann-Hesse-Tage</i>	13
Rüdiger Safranski, <i>Kraftquelle Natur – Kraftquelle Hermann Hesse</i>	17
Volker Michels, <i>Wie eine verlorene Heimat. Freude am Garten mit Hermann Hesse</i>	27
Michael Kleeberg, <i>NACKT. Hesses Ausbruchsversuche aus der platonischen Höhle</i>	39
Karl-Josef Kuschel, „ <i>Wer sollte auch das Wasser nicht lieben?</i> “ <i>Über die Dialektik von Macht und Ohnmacht, Stärke und Schwäche des Wassers in Texten von Hermann Hesse und Bertolt Brecht</i>	59
Ingo Cornils, <i>Auf der Suche nach dem Paradies: Naturerlebnis in Hermann Hesses Narziß und Goldmund</i>	83
Jule Spindler, „ <i>Seine Bäume wollen nicht nur Bäume sein.</i> “ <i>Literarische Wurzeln und symbolische Wipfel des Baummotivs bei Hermann Hesse</i>	99
Maren Bohm, <i>Hermann Hesses Glasperlenspiel im Zeichen Peter Abaelards</i>	119
Michael Limberg, „ <i>Die unausdenklich naive und kindlich rohe Geistes- und Gemütslage des Amerikaners.</i> “ <i>Hermann Hesse und die USA</i>	151

Katharina Lange, „Wille zur Farbe“: Die Malfreundschaft zwischen Hermann Hesse und Anny Bodmer	173
Andreas Solbach, Hermann Hesse frühe politische Sozialisation im Königreich Württemberg und in Basel	193
„Wo Hermann Hesse, da Volker Michels – Der Herausgeber und Wegbereiter eines zeitlos aktuellen Schriftstellers“ im Museo Hermann Hesse Montagnola, 30.3.2024–2.2.2025 – Werkstattgespräch mit Volker Michels	225
Volker Michels, Das Hermann Hesse-Editionsarchiv	233
Abdulaziz Qosimov, Bild der menschlichen Psyche in den Werken und rezeptive Besonderheiten von Hermann Hesse. Die Hesse-Rezeption in Usbekistan	241

II Besprechungen

Helga Esselborn-Krumbiegel, Katharina Lange: „Aus demselben Empfinden her“. Hermann Hesses Doppelbegabung als Schriftsteller und bildender Künstler im kunstwissenschaftlichen Kontext, Baden-Baden: Rombach Wissenschaft 2023	253
--	-----

III Mitteilungen

Isabel Götz, Mitteilungen aus der Gesellschaft	261
Die Autoren dieses Bandes	263

Vorwort

„Kraftquelle Natur“ lautete das Thema der 24. Silser Hesse-Tage im Juni 2024, und der Themenbereich Natur bildet den Schwerpunkt des 17. Hermann-Hesse-Jahrbuchs.

Nach der Einführung in die Thematik durch den Hesse-Herausgeber Volker Michels spricht Rüdiger Safranski davon, dass es neben der Natur für Hesse noch eine andere Kraftquelle gibt, die in einem selbst liegt. Es ist der Glaube an sich selbst, der einen dazu treibt im Sinne Nietzsches, der zu werden, der man ist. Hesses Kraftquelle, so Safranski, war sein Wille zum Dichtertum.

Als Hesse 1931 in das ihm von seinem Gönner H.C. Bodmer zu Verfügung gestellte Haus einziehen konnte, besaß er auch wieder einen Garten wie schon in Gaienhofen und Bern. Hier konnte er der „knäbischen Lust am Zündeln“ frönen und „Holz und Kraut zu Asche“¹ umwandeln. Die Beschäftigung mit Erde und Pflanzen hatte für ihn eine ähnliche Wirkung wie die Meditation, wie Volker Michels in seinem Beitrag aufzeigt.

Der Schriftsteller Michael Kleeberg, Preisträger des Hesse-Preises der IHHG 2025, beschäftigt sich mit Hesses Gaienhofener Zeit, einer Epoche, in der das Leben stark von der Lebensreformbewegung geprägt war. Hesse und seine Frau wollten in Gaienhofen ein einfaches, naturnahes Leben führen. Dazu gehörte auch das Nacktbaden im Bodensee oder das Nacktklettern in der Natur. Mit der Freikörperkultur kam Hesse auch auf dem Monte Verità in Berührung, als er 1907 dort eine Kur machte.

Wasser spielt in Hesses Werken eine große Rolle, sei es als Todbringer wie in *Unterm Rad* oder der Erzählung *Die Marmorsäge*, sei es als ‚sor aqua‘, als ‚Schwester Wasser‘. Karl-Josef Kuschel konzentriert sich in seinen Ausführungen auf den Taoismus und das *Tao te king*, die sowohl bei Hesse im *Siddhartha* als auch in Brechts *Lao Tse*-Gedicht zentrale Themen sind.

Bereits in seinem ersten Roman *Peter Camenzind* fiel Hesse durch eindrucksvolle Naturschilderungen auf, was auch von Kritikern immer wieder hervorgehoben wurde. „In reinen Naturschilderungen ist Hesse stimmungsvoll und hinreißend“, schreibt zum Beispiel die *Hamborner Volkszeitung* vom 13.1.1914, und bei seiner Lesung im November 1905 in Prag lobt der Rezensent des *Prager Tagblatts* die „prächtigen Naturschilde-

¹ SW9, S. 610.

rungen, in denen Hesses meisterhaft beobachtender Blick Bilder von wahrhaft plastischer Anschaulichkeit schafft“.²

Ingo Cornils von der University of Leeds behandelt in seinem Beitrag das Naturerlebnis in Hesses Roman *Narziß und Goldmund*, wobei er – ausgehend von der Baumsymbolik – sich auf die Welt der Blumen und Kräuter konzentriert und auf die Beziehung des Menschen zur Natur.

Auch in Jule Spindlers Aufsatz geht es um Bäume, aber sie fokussiert sich dabei auf Hesse indische Dichtung *Siddhartha*. Sie weist auf die Besonderheit des Baummotivs hin und zeigt, dass immer dann, wenn Siddhartha eine neue Entwicklungsstufe betritt, ein Baum eine besondere Rolle spielt. Die Erscheinung einer neuen Baumart geht also der Entscheidung Siddharthas voraus, eine neue Art der Lebensführung auszuprobieren, eine Feststellung, die bisher in der Hesse-Forschung nicht beachtet wurde.

Im Vorwort zum *Glasperlenspiel* taucht er auf: der Name des Theologen und Philosophen des Mittelalters Abaelard. Zusammen mit Leibniz und Hegel habe er zweifellos den Traum gekannt, „das geistige Universum in konzentrische Systeme einzufangen und die lebendige Schönheit des Geistigen und der Kunst mit der magischen Formulierkraft der exakten Disziplinen zu vereinigen“ (SW5, S. 12). In einer Sammelrezension im *März* vom 20.4.1912 bespricht Hesse den Briefwechsel zwischen Abaelard und Heloise (SW17, S. 103), und in der Besprechung der *Summe der Theologie* des Thomas von Aquin (SW19, S. 465) wird Abaelard kurz erwähnt. Nicht viel also, könnte man meinen. Die Schriftstellerin Maren Bohm ist dagegen anderer Ansicht. Ihre Intention ist es, die Verbindung zwischen dem geistigen Universum Abaelards und dem *Glasperlenspiel* zu analysieren und somit einen neuen aufschlussreichen Zugang zu Hesses Werk zu eröffnen.

Ein weiterer Aufsatz untersucht die tief sitzenden Antipathien Hesses gegenüber den Vereinigten Staaten von Amerika, für die er nur ‚Sympathien in den Jahren der Knabenzeit‘ hatte.

2024 fand in Gaienhofen das 19. Internationale Hermann Hesse-Kolloquium statt. Aus Platzgründen können leider dieses Mal nur zwei der Vorträge abgedruckt werden.

Die Kunstwissenschaftlerin Katharina Lange, deren Dissertation über Hesses Doppelbegabung als Schriftsteller und Maler in diesem Jahrbuch besprochen wird, beschäftigt sich mit der Malfreundschaft zwischen Hesse und der Malerin Anny Bodmer, die von 1919 bis zu Bodmers frühem Tod im Jahr 1930 dauerte und von gegenseitiger Unterstützung und Ermutigung geprägt war.

² Limberg, Michael: *Hermann Hesse und seine Lesungen. Eine Dokumentation*. 3. verb. u. erweiterte Auflage. Düsseldorf 2019 (Privatdruck).

„Ich bin zur Erkenntnis der geschichtlich-politischen Wirklichkeit während des Ersten Weltkriegs erwacht und habe seither die Schlafmütze nie mehr benützt“³, ließ Hesse 1951 einen Leser wissen, der glaubte ihn über die Zustände im Osten Deutschlands aufklären zu müssen. ‚Während des Ersten Weltkriegs erwacht‘, das ist dem durchschnittlichen Hesse-Leser bekannt. Aber wie war es davor? Wie verlief seine politische Sozialisation, als es noch ein Königreich Württemberg gab? Dieser Frage geht Andreas Solbach nach.

Von Ende März 2024 bis Anfang Februar 2025 fand im Hesse-Museum in Montagnola die Ausstellung „Wo Hermann Hesse, da Volker Michels“ statt. Aus diesem Anlass gab es ein Werkstattgespräch mit dem Hesse-Herausgeber, das hier abgedruckt ist, gefolgt von einem Aufsatz von Volker Michels über sein Editionsarchiv in Offenbach.

Unter dem Titel *Hermann Hesses weltweite Wirkung* gab der Hesse-Forscher Martin Pfeifer zwischen 1977 und 1991 drei Bände zur internationalen Rezeptionsgeschichte heraus. Die Liste der dort behandelten Länder kann nun durch ein weiteres Land ergänzt werden: Usbekistan. Abdulaziz Qosimov schreibt über die Hesse-Rezeption in seinem Land.

Helga Esselborn-Krumbiegel rezensiert die Dissertation von Katharina Lange „*Aus demselben Empfinden her*“. *Hermann Hesses Doppelbegabung als Schriftsteller und bildender Künstler im kunstwissenschaftlichen Kontext*, die 2023 im Rombach Verlag erschien.

Die Mitteilungen aus der Hesse-Gesellschaft durch die Geschäftsführerin der IHHG, Isabel Götz, sowie das Autorenverzeichnis beschließen das 17. Jahrbuch.

M.L.

³ SW15, S. 753.

I Kraftquelle Natur

Volker Michels

„Kraftquelle Natur“
Einführung in die 24. Silser Hermann-Hesse-Tage

Manche Künstler, Schriftsteller und Maler sind Seismographen. Ihre Sensibilität ermöglicht es ihnen, künftige Gefahren schon zu einem Zeitpunkt zu wittern, während die meisten sich noch in argloser Sicherheit wiegen. Einer dieser seltenen Indikatoren war Hermann Hesse, der auf die bevorstehenden politischen und zivilisatorischen Heimsuchungen in seinen Schriften wie auch im eigenen Leben früh und weitblickend reagiert hat und ihnen mit konstruktiven Impulsen vorzubeugen versuchte. Sie alle verweisen auf die regenerativen Ressourcen der Natur, der wir ja auch selber entstammen. Schon früh warnte er:

Wir sehen, daß keine Zivilisation möglich ist ohne Vergewaltigung der Natur, daß der zivilisierte Mensch allmählich die ganze Erde in eine langweilige und blutlose Anstalt aus Zement und Blech verwandelt, daß jeder noch so gute und idealistische Anlauf unweigerlich zu Gewalt, zu Krieg und Schmerzen führt.¹

Denn der sogenannte Fortschritt sei immer zu kurzatmig, man stoße so schnell auf seinen Antrieb, auf Habsucht und Eitelkeit, und überall brächten die angeblich so progressiven Errungenschaften „einen langen Schweif von Krieg, von Tod, von verheimlichtem Elend: „Hinter der Zivilisation her“ sei

die Erde voll von Schlackenbergen und Abfallhaufen, die nützlichen Erfindungen haben nicht nur hübsche Weltausstellungen und elegante Automobilsalons zur Folge, sondern es folgen ihnen auch Krankheiten und Verödung; und daß die Menschheit Dampfmaschinen und Turbinen hat, dafür zahlt sie mit unendlichen Zerstörungen im Bild der Erde und des Menschen (SW14, S. 151f.).

Statt der Dampfmaschinen und Turbinen vom Beginn des letzten Jahrhunderts sind es heute die Auswirkungen der Kernspaltung, der Klimakollaps durch den überhandnehmenden Einsatz fossiler Energien, die Verödung der Vegetation durch Abholzung der Wälder zugunsten landwirtschaftlicher Monokulturen und das damit einhergehende Artenster-

¹ Hermann Hesse: *Gedanken über Lektüre*. In: Hermann Hesse: *Sämtliche Werke*. Hrsg. v. Volker Michels. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2001–2007. Band 19, S. 11f. – Im Weiteren zitiert als SW mit Bandangabe und Seitenzahl.

ben. Hinzu kommt das Überhandnehmen der Menschen auf der kleingewordenen Erde, die Einengung unsres Wohn- und Atemraums, die Hesse trotz vollzogener „Rückkehr aufs Land“ schon 1927 beklagte:

Wohin ich blicke neue Häuser, neue Hotels, neue Bahnhöfe, alles vergrößert sich, überall wird ein Stockwerk aufgebaut, irgendwo auf der Erde eine Stunde lang spazieren, ohne auf Menschengruppen zu stoßen, scheint nicht mehr möglich. Auch nicht in der Wüste Gobi, auch nicht in Turkestan (SW14, S. 18).

Dazu die Minderung der Lebensqualität durch Hektik, Beschleunigung und reizüberflutende Digitalisierung, ganz zu schweigen von den zweischneidigen und oft entmündigenden Möglichkeiten „Künstlicher Intelligenz“.

Keine Generation hat gegen das ökologische Gleichgewicht auf unserem Planeten hemmungsloser gehaust und dabei das Zusammenspiel der sinnvoll aufeinander abgestimmten Ordnungen der Natur bedenkenloser beschädigt und geplündert. Was wir dabei verlieren, hat Hermann Hesse unmissverständlich thematisiert, zuletzt 1960 mit der bitteren Bilanz:

Wir leben im Spätherbst eines Äons, in einer untergehenden, sich auflösenden Welt [...] Wir sehen sie hinsiechen in hypertrophischen Staatsgebilden, sinnlosen Materialschlachten, in der Ausrottung unzähliger Tier- und Pflanzenarten, dem Hinwelken des Schönen und Wohltuenden im Bild der Städte und Länder, im Gestank der Fabriken, dem Erkranken der Gewässer und nicht minder im Erkranken und Hinwelken der Sprachen, der Werte, der Worte. Und daß diesem still und rasch sich beschleunigenden Zerfall eine blendende Hochentwicklung der technischen Intelligenz und Leistung gegenübersteht, daß wir uns von der Zentrifuge unseres mechanisierten Daseins in den Weltraum schleudern lassen können, das scheint mehr den Massen als den Denkenden ein Trost zu sein (SW20, S. 350f.).

Bereits sein erster, 1903 entstandener Roman *Peter Camenzind* ist ein einziger Hymnus „auf das großzügige stumme Leben der Natur“ und ein Appell

am Leben des Ganzen teilzunehmen und im Drang unsrer kleinen Geschicke nicht zu vergessen, daß wir nicht Götter und von uns selber geschaffen, sondern Kinder und Teile der Erde und des kosmischen Ganzen sind (SW2, S. 97).

Seine Wertschätzung der Kraftquellen des Lebens, sein Bedürfnis, sich mit allem Lebendigen, Schaffenden, Wachsenden verbunden zu fühlen, entspricht nicht nur unserem Selbsterhaltungstrieb, es öffnet zugleich ein verschüttetes Potential an Lebensqualität. Für Hesse waren die Gaben der

Natur, der Kunst und des Geistes „die einzigen, die uns nicht im Stich lassen, wenn es wirklich ernst wird“². Seine Fähigkeit, die Sprache der Natur so eindringlich zu vermitteln, dass wir sie sinnlich spüren und uns ihr zugehörig fühlen, enthüllt nachhaltiger als alle Proklamationen, mit welchen Einbußen unsre vom Zweckdenken getrübe Wahrnehmung erkaufte wurde. Einem vorwiegend auf Ausbeutung bedachten Verhalten gegenüber den Bauplänen des Lebens setzt Hesse ein zuträglicheres Weltbild entgegen.

Angesichts der anachronistischen, auch heute wieder Leben und Umwelt vernichtenden Kriege sei an seine bereits im Ersten Weltkrieg entstandenen Verse erinnert:

Was Menschen wollen,
Das führt zu Blut, Schuld und Schlachtenrollen.
Wer dich, Natur, erst fand,
Dem wird zur Heimat jedes Land
Und jeder Mensch verwandt.
[...]
Miss keine Schuld an andrer Schuld!
Miss dich und deinen Schritt
An der Natur unendlicher Geduld,
Sie trägt dich mit (SW10, S. 237f.).

² undatierter Brief an Erna Klärner, etwa 40er Jahre. Editionsarchiv Volker Michels, Offenbach.

Kraftquelle Natur – Kraftquelle Hesse

Gewiss gehörte Hesse zu denjenigen, die schon sehr früh daran erinnern, dass unsere Zivilisation Raubbau treibt an dem, wie es im *Camenzind* heißt, „großzügigen stummen Leben der Natur“¹, zu der wir selbst gehören, und dass wir damit zugleich an der Zerstörung unserer eigenen inneren Natur arbeiten, dass wir uns wie „Götter“ aufführen, obwohl wir doch nichts anderes sind als winzige „Teile der Erde und des kosmischen Ganzen“ (SW2, S. 97). In der Einladung und im Programm zu dieser Tagung finden sie eindrucksvolle Zitate dazu.

Zweifellos finden wir bei Hesse schon sehr früh eine ökologische Sensibilität. Ihm waren aber auch die Grenzen des Naturverstehens bewusst. In dem Gedicht mit dem Titel *Kein Trost* heißt es: „Es ist nicht Baum, noch Fluß, noch Tier / Dem Herzen zu erreichen; / Trost wird im Herzen dir / Allein bei deinesgleichen.“ (SW10, S. 177)

Tatsächlich, die Natur ist zwar nicht stumm, aber sie spricht eine Sprache, die nicht die unsere ist. Und deshalb kann es geschehen, dass man sich von ihr allein gelassen fühlt. Dann ruft einen die Natur zu sich selbst zurück und dazu, die Verantwortung für die eigene Existenz zu übernehmen. Sie spendet dann nicht das Glück der pränatalen Geborgenheit, sondern fordert einen heraus. Wozu fordert sie heraus? Sich in das Ganze einzufügen, wäre die naheliegende Antwort. Es ist auch wirklich manches Mal die Antwort Hesses, aber dabei bleibt es nicht.

Denn Hesse findet auch beim Blick in die Natur sein eigentliches Thema, nämlich dieses: ein Einzelner zu sein – gegen die Anfechtungen und Bedrohungen durch den Kollektivismus. Er hat sich dazu deutlich genug in einem späten Rückblick auf sein Werk geäußert:

Meine Dichtungen sind alle ohne Absicht, ohne Tendenz entstanden. Wenn ich aber nachträglich nach einem gemeinsamen Sinn in ihnen suche, so finde ich allerdings einen solchen: von „Camenzind“ bis zum „Steppenwolf“ und „Josef Knecht“ können sie alle als eine Verteidigung (zuweilen auch als Notschrei) der Persönlichkeit, des Individuums gedeutet werden. Der einzelne einmalige Mensch mit seinen Erbschaften und Möglichkeiten, seinen Ga-

¹ Hermann Hesse: *Sämtliche Werke*. Hrsg. v. Volker Michels. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2001-2007. Band 2, S. 84. – Im Weiteren zitiert als SW mit Bandangabe und Seitenzahl.

ben und Neigungen ist ein zerbrechliches Ding, er kann wohl einen Anwalt brauchen. Und so wie er alle großen und starken Mächte gegen sich hat: den Staat, die Schule, die Kirchen, die Kollektive jeder Art, die Patrioten, die Orthodoxen und Katholiken aller Lager, die Kommunisten und Faschisten nicht minder, so habe ich und meine Bücher immer alle diese Mächte gegen sich gehabt und bekamen ihre Kampfmittel [...] zu spüren. Es wurde mir tausendmal bestätigt, wie gefährdet, schutzlos und angefeindet der Einzelne, der nicht Gleichgeschaltete in der Welt steht, wie sehr er des Schutzes, der Ermutigung, der Liebe bedarf (SW15, S. 771f.).

Der Sinn für das Einzelne und den Einzelnen, darum geht es. Und überraschenderweise findet Hesse in der Natur eine Bestätigung, sogar Ermunterung für diese Tendenz, ganz man selbst zu sein. Es gibt auf der einen Seite die ganzheitliche Naturerfahrung, das Verlangen, sich in ihr aufzulösen, sich zu lösen vom Prinzip der Individuation, das „ozeanische Gefühl“, wie es Freud genannt hat, – und es gibt auf der anderen Seite im Gegensatz zu dieser Entgrenzung die ganz anders beschaffene Lust an den Grenzen des Einmaligen, des Besonderen, eine Ermunterung, sich zu individualisieren und ein Gefühl für seine Eigenheit zu gewinnen. Und das geschieht eben auch beim Blick in die Natur.

In der autobiographischen Schrift *Wanderung* von 1919 findet sich dazu die folgende wunderbare Passage:

Bäume sind für mich immer die eindringlichsten Prediger gewesen. Ich verehere sie, wenn sie in Völkern und Familien leben, in Wäldern und Hainen. Und noch mehr verehere ich sie, wenn sie einzeln stehen. Sie sind wie Einsame. [...] In ihren Wipfeln rauscht die Welt, ihre Wurzeln ruhen im Unendlichen; allein sie verlieren sich nicht darin, sondern erstreben mit aller Kraft ihres Lebens nur das Eine: ihr eigenes, in ihnen wohnendes Gesetz zu erfüllen, ihre eigene Gestalt auszubauen, sich selbst darzustellen (SW11, S. 20).

Bäume erinnern ihn also daran, dass es eine Kraftquelle gibt, die in einem selbst liegt, nämlich das individuelle Gesetz, das einen antreibt, die *eigene Gestalt* zu entwickeln und darzustellen. In der Entstehungszeit des *Demian*, 1917, entwickelt Hesse unter dem Titel *Eigensinn* seine Gedanken zum „individuellen Gesetz“; es geht um das Aufspüren der eigenen, eigentlichen Kraftquelle und um die Bereitschaft, sich von ihr treiben zu lassen. In knappen, fast programmatischen Sätzen skizziert Hesse hier sein existentielles Bekenntnis.

Tugenden, schreibt er, sind auf Gehorsam gegründet. Die Frage ist nur, wem man gehorcht. Meistens sind es Gesetze, die einem von den anderen Menschen, von der Gesellschaft gegeben werden.

Einzig der Eigensinn ist es, der nach diesen Gesetzen nicht fragt.
Wer eigensinnig ist, gehorcht einem anderen Gesetz, einem einzigen, unbedingt heiligen, dem Gesetz in sich selbst, dem ‚Sinn‘ des ‚Eigenen‘ (SW12, S. 101).

Gehorsam also dem eigenen Gesetz gegenüber, dem individuellen Gesetz, das durchaus in einer Spannung, ja sogar in einem Gegensatz zum allgemeinen Gesetz steht oder stehen kann.

Dieses Postulat wäre nicht nötig, wenn der Mensch von sich aus, ganz natürlich, zu seinem eigentlichen Wesen finden und es entwickeln könnte. Doch der Mensch ist, schreibt Hesse, „dazu verurteilt, nicht der Stimme des Lebens und Wachstums“ (ebd., S. 101) unmittelbar folgen zu können. Es drängen sich ihm die Gesetze und Üblichkeiten der jeweiligen Gesellschaft auf, die ihn von sich selbst ablenken und von sich selbst entfremden.

Auf die Stimme des eigenen Lebens zu hören, erweist sich aber als schwierig. Denn wie soll man die eigene Stimme aus dem Stimmengewirr um sich herum, das unablässig auf einen einredet, heraushören und unterscheiden? Bei aller Ungewissheit darüber, wer man eigentlich ist, bleibt einem zuletzt nichts anderes übrig, als – an sich zu glauben.

Woran glaubt man denn, wenn man an sich glaubt?

Man glaubt an etwas, was man zwar noch nicht ist, doch was man werden kann. Bei diesem Werden-Können geht es indes nicht so zu, wie sonst in der Natur, wo etwas im Keim, in der Anlage schon da ist, sich aber erst noch entfalten muss. Zwischen Keim und Blüte gibt es eine unvermeidliche Notwendigkeit. Das Noch-Nicht – also vom Keim her gesehen die Blüte – stellt sich naturnotwendig ein. Dazwischen liegt keine Freiheit. Anders beim Menschen. Wenn er an sich glaubt, also daran, dass sich da etwas bei ihm noch entwickeln kann, dann ist dieser Glaube an sich selbst erforderlich, damit es sich überhaupt entwickelt. Statt Naturnotwendigkeit ist es der Glaube an sich selbst, der aus dem Keim die Blüte macht. Erst mit diesem Glauben wird man zur Kraftquelle für sich selbst. Man wird das, was man von der Anlage her schon ist. Man wird es durch den Glauben an sich und durch eigene Anstrengung. Nietzsche hat diesen Zusammenhang prägnant in dem Wort zusammengefasst: „Werde, der du bist.“

Im *Kurzgefaßten Lebenslauf* schreibt Hesse: „Von meinem dreizehnten Jahr an war mir das eine klar, daß ich entweder ein Dichter oder gar nichts werden wollte“ (SW12, S. 48). Er fühlt sich bereits als Dichter und weiß doch auch, dass er es erst noch werden will. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als an sich selbst zu glauben. Ein Glaube, der so wie er Berge versetzen kann, ihn zum Dichter machen würde.

Der Dreizehnjährige, glaubt man seiner späteren Selbstdarstellung, versteht es also bereits, sich selbst als Kraftquelle zu nehmen, genauer: Kraft zu schöpfen aus dem, was er erst noch werden will, aber irgendwie schon ist. Von allen verlassen, verlässt er sich auf sich selbst, denn sonst ist offenbar keiner da, der ihn in seinem Vorhaben unterstützt. Er quält sich durch die Schulen, wo zwar die Dichter geschätzt werden, aber erst wenn sie tot sind. Die Bibliothek des Großvaters war zwar reich bestückt, aber es waren eben auch fast nur die toten Dichter dort zu finden. Für den, der selbst ein Dichter sein und werden wollte, fehlte es überall an Ermunterung. So wie es Hesse darstellt, konnte er sich also nur auf sich selbst verlassen. Seine Kraftquelle war sein Wille zum Dichtertum. Hesse wollte Hesse werden.

Als er dann mit seinem erfolgreichen *Peter Camenzind* sich einen Namen gemacht hatte, als er nun also begann, ein „zufriedener Mann“ (SW12, S. 50) zu werden, kam der Krieg und eine Lebenskrise. Er verlor die „Zufriedenheit“ mit sich selbst.

Damals, es war im Jahr 1919, schrieb er zurückblickend an Carl Seelig:

Mir ist es so gegangen, daß ich unter dem Einfluß von Vorbildern wie Goethe, Keller etc. als Dichter eine schöne, harmonische, aber im Grunde verlogene Welt aufbaute, indem ich alles Dunkle und Wilde in mir verschwieg und im Stillen erlitt, das ‚Gute‘ aber, den Sinn fürs Heilige, die Ehrfurcht, das Reine betonte und allein darstellte. Das führte zu Typen wie Camenzind und der ‚Gertrud‘, die sich zugunsten einer edlen Anständigkeit und Moral um tausend Wahrheiten drücken, und brachte mich schließlich, als Mensch wie als Dichter, in eine müde Resignation, die zwar auf zarten Saiten Musik machte, keine schlechte Musik, die aber dem Leben abgestorben war.²

Hesse hält Gerichtstag über sich selbst. Er hatte Dichter sein wollen, das war der Wunsch vom zarten Knabenalter an. Aber sein Dichtertum, gerade da, wo es besonders erfolgreich war, habe sich, so sein geradezu vernichtendes Urteil, darin erschöpft, eher das „Gute, das Heilige, das Reine“ zur Darstellung zu bringen, eine „edle Anständigkeit und Moral“ habe vorgeherrscht. Er sei nicht radikal genug, nicht an die Wurzel gehend, mit sich umgegangen. Vor dem „Dunklen und Wilden“ in sich sei er zurückgewichen.

Eine wirkliche Selbstbegegnung steht noch aus, das ist seine Diagnose im Augenblick der Krise von 1918/19. Der vermeintliche Hesse, der sich inzwischen einen Namen gemacht hat, ist nicht der wirkliche Hesse. „Der Glaube an mein Dichtertum und an den Wert meiner literarischen Arbeit

² „Eine Bresche ins Dunkel der Zeit“ Hermann Hesse. *Die Briefe, Band 3, 1916–1923* Hrsg. v. Volker Michels, Berlin: Suhrkamp 2015, S. 264.

war [...] in mir entwurzelt“ (SW12, S. 57) schreibt er. Er hat das Gefühl, sich neu erfinden zu müssen. Wieder, wie einst als Knabe, gilt es, sich selbst als Kraftquelle zu ergreifen, um aus dieser Krise herauszufinden. Und tatsächlich entwirft er sich neu und gibt sich den Namen Emil Sinclair.

Unter diesem Namen veröffentlicht er den *Demian*, einen Roman, der von nichts anderem handelt als von diesem Vorgang der Neugeburt. „Ach, das weiß ich heute“, sagt der Erzähler, „nichts auf der Welt ist dem Menschen mehr zuwider, als den Weg zu gehen, der ihn zu sich selbst führt“ (SW12, S. 289). Das Symbol dieses Vorgangs der Selbstgeburt oder Neugeburt ist der Vogel, der sich aus dem Ei herauskämpft und dieses Ei ist die Welt, die ihn umgibt. „Wer geboren werden will, muß eine Welt zerstören“ (ebd., S. 313, heißt es.

Das klingt aggressiv und ist es auch. Es sind offenbar Befreiungsschläge nötig. Damals trennte sich Hesse von seiner Frau, zeitweilig auch von den Kindern, er zog sich nach Montagnola zurück und wurde, wie er das nennt, Einsiedler. Er suchte auch psychotherapeutische Hilfe bis er dann bald wieder in der Lage war, sich selbst zu helfen, indem er zum Beispiel zu malen begann, ohne sich freilich, wie er ausdrücklich bemerkt, für einen Maler zu halten.

Von seinem bisherigen Dichtertum fühlt er sich „entwurzelt“ (SW12, S. 57). Der *Demian*-Roman ist selbst noch nicht eine solche neue Verwurzelung, sondern eher das Programm dazu. Erst im *Steppenwolf*, insbesondere im Traktat, kommt das „Dunkle und Wilde“³ zum Ausdruck. Was genau zeigt sich darin? Es ist das „Freie, Wilde, Unzählbare, Gefährliche und Starke“ (SW4, S. 47). Ein Verlangen nach ungehemmter Freiheit und Intensität. Es kommt darauf an, so Hesse, in diese durchaus vitalen aber eben auch gefährliche Abgründe zu blicken und ehrlich sich selbst gegenüber und illusionslos der Politik und dem gesellschaftlichen Leben gegenüber zu sein.

Die Wirklichkeit ist das, womit man unter gar keinen Umständen zufrieden sein, was man unter gar keinen Umständen anbeten und verehren darf, denn sie ist der Zufall, der Abfall des Lebens. Und sie ist, diese schäbige, stets enttäuschende und öde Wirklichkeit, auf keine andere Weise zu ändern, als [...] indem wir zeigen, daß wir stärker sind als sie (SW12, S. 58).

Hesse will über die Wirklichkeit, so wie sie ist, hinauskommen. Die politischen Mittel aber sind ihm fragwürdig geworden. Er schreibt diese Sätze nicht aus einer Weltfremdheit oder einer Weltabkehr heraus. Er hatte sich ja im Ersten Weltkrieg als jemand gezeigt, der sich politisch einmischt und

³ Siehe Fußnote 2.

sich dabei so exponierte, dass man ihn bei der Novemberrevolution von 18/19 für einen Arbeiter- und Soldatenrat in München gewinnen wollte. Hesse aber lehnt ab. Seine Begründung, formuliert in der Flugschrift *Zarathustras Wiederkehr*:

Die Welt ist nicht da, um verbessert zu werden. Auch ihr seid nicht dazu da, um verbessert zu werden. Ihr seid aber da, um ihr selbst zu sein (SW15, S. 240).

Daran soll man arbeiten, rücksichtslos gegen sich und die anderen. Diejenigen, die solches tun, nennt Hesse die „ernstlich und wahrhaft Selbst-süchtigen“ (ebd.).

Diese Art *Selbstsüchtigkeit* nannte sein Freund der zwanziger Jahre, Hugo Ball, Hesses „Wucht nach Innen“⁴.

Diese „Wucht nach Innen“ bringt Hesse wieder zurück in sein Dichtertum, aus dem er sich in der Krise zeitweilig entwurzelt gefühlt hatte. Eine Wiedereinwurzelung in sein Dichtertum wird ihm nur gelingen, das weiß Hesse, wenn er sich frei macht von dem, was Gesellschaft und Politik von der Kunst fordert. Er muss aufhören, sich in ihrem Sinne nützlich machen zu wollen. Privat bleibt er selbstverständlich weiterhin hilfsbereit und teilnehmend an dem, was um ihn herum geschieht. Aber sein Dichtertum soll sich davon nicht ablenken lassen.

Flaubert schrieb einmal in einem Brief: „Wer bist du denn, O Gesellschaft, um mich zu irgendetwas zu zwingen? Welcher Gott hat dich zu meinem Herrn gemacht?“⁵ Genau diese empörte Zurückweisung gesellschaftlicher Normierungen liegt auch bei Hesse dem Versuch zugrunde, sich wieder in seinem Dichtertum zu verankern.

Wohin kommt man, wenn man sich in seinem Dichtertum wieder verwurzelt? Nabokov schrieb einmal:

Ein Werk der Erfindung existiert für mich überhaupt nur, soweit es mir, das will ich ganz unverblümt sagen, ästhetisches Hochgefühl verschafft, also die Empfindung, irgendwie, irgendwo, mit anderen Seinszuständen zusammenzugehören.

Nabokov formuliert hier etwas, das schwer zu fassen ist. Es ist etwas an der Kunst, wodurch sie über das bloß Realitätstüchtige hinausgeht. Sie verliert sich gerne im Spiel und im Verlangen, in den eigenen Bildern zu verschwinden. Es gibt die schöne chinesische Legende von einem Maler, der alt geworden war und einsam über der Arbeit an einem einzigen Bilde.

⁴ Hugo Ball: *Hermann Hesse. Sein Leben und sein Werk*. Hrsg. v. Volker Michels. Göttingen: Wallstein 2006, S. 105.

⁵ Gustav Flaubert: *Briefe*. Herausgegeben und übersetzt von Helmut Scheffel. (Neue Bibliothek der Weltliteratur beim Verlag Goverts) Stuttgart 1964, S. 379.

Schließlich wurde es doch fertig. Er lud die verbliebenen Freunde ein. Sie umstanden das Bild: ein Park war darauf zu sehen, ein schmaler Weg zwischen Wiesen führte zu einem Haus auf der Anhöhe. Als die Freunde, fertig mit ihrem Urteil, sich dem Maler zuwenden wollen, ist der nicht mehr da. Sie blicken ins Bild: Dort geht er auf dem Weg die sanfte Anhöhe hinauf, öffnet die Tür des Hauses, steht einen Augenblick still, dreht sich um, lächelt, winkt noch einmal und verschwindet, sorgfältig die gemalte Tür hinter sich verschließend.

Die Kunst kennt das Verlangen, in den eigenen Bildern zu verschwinden. Sie will den anderen Zustand, vielleicht auch die Weltfremdheit. Das ist ihr ekstatisches Element, das sich nicht in die Pflicht nehmen lässt vom schlichten Realitätsprinzip.

Auch Hesse träumte davon, im eigenen Werk zu verschwinden. Im *Kurzgefassten Lebenslauf* spinnt er seinen Lebensfaden über den gegenwärtigen Zeitpunkt – 1924 – hinaus in die Zukunft und stellt sich vor, wie er, von der Gesellschaft schließlich hinter Schloss und Riegel gesetzt, sich ganz der Malerei zuwenden würde. Eines seiner Bilder zeigt eine Eisenbahn vor einem Berg mit Tunnel. Als die Gefängniswärter wieder einmal nach ihm sehen, „da machte ich mich klein“, so heißt es in dem Text,

und ging in mein Bild hinein, stieg in die kleine Eisenbahn und fuhr mit der kleinen Eisenbahn in den schwarzen kleinen Tunnel hinein. Eine Weile sah man noch den flockigen Rauch aus dem runden Loch kommen, dann verzog sich der Rauch und mit ihm das ganze Bild und mit ihm ich. In großer Verlegenheit blieben die Wärter zurück (SW12, S. 62f.).

Hesses letzter großer Roman *Das Glasperlenspiel* hat auch etwas von dieser Sehnsucht, im eigenen Werk zu verschwinden, wie in einem „hortus conclusus“, einem Arkadien des Geistes oder einer pädagogischen Provinz. Die Arbeit an diesem Werk beginnt in dem Moment, als er mit der NS-Machtergreifung die Fortexistenz der kulturell-geistigen Sphäre überhaupt in Gefahr sieht.

Dies war nun der Augenblick, in dem ich alle rettenden Kräfte in mir aufrufen und alles, was ich an Glaube besaß, nachprüfen und festigen mußte.⁶

Diese rettenden Kräfte in sich selbst sind die Kräfte des Glaubens an diese geistige Sphäre.

In der *Morgenlandfahrt* hatte er kurz zuvor bereits geschildert, wie es zugeht, wenn der Glaube an den Geist verschwindet. Der platte Realitäts-

⁶ Brief an Rudolf Pannwitz, [13.1.1955] In: „*Umgaukelt von westlichen und östlichen Ködern*“ *Die Briefe, Band 8, 1951–1957*. Hrsg. v. Volker Michels. Berlin: Suhrkamp 2023, S. 360

sinn mit seinen Ideologien und Nützlichkeitsbetrachtungen wirkt dabei, so heißt es dort, als „Erbfeind“, der die ganze Sphäre des Geistes auflösen kann. Diesen Augenblick der Anfechtung wird dort so geschildert:

jetzt spürte ich zum ersten Mal im Herzen etwas wie Traurigkeit und Zweifel [...] drohte alles seinen Sinn zu verlieren: unsere Kameradschaft, unser Glaube, unser Schwur, unsere Morgenlandfahrt, unser ganzes Leben.

Die Arbeit am *Glasperlenspiel* ist Hesses erneuerte Morgenlandfahrt. Er nennt sie auch bisweilen seine *Burg*, die ihm gegen die katastrophalen Zeitläufte einen gewissen Schutz bietet. Doch es bleibt eine zerreißende Spannung. In einem Brief von 1941 heißt es:

Die Belastung durch das Weltelend und die immer neue, oft so erfolglose Arbeit für die Opfer der Weltherrscher drückt so sehr, daß die Konzentration zur Weiterarbeit am Glasperlenspiel eine fast übermenschliche Leistung wird.⁷

Und trotzdem arbeitet er weiter an diesem Roman, wo das Spielen nicht als nutzlose Vergeudung des Lebens erscheint, sondern als seine Steigerung. Verteidigt wird im Medium des Spiels die Würde des Geistes.

Als er die Arbeit am *Glasperlenspiel* beginnt, entsteht das geradezu programmatische Gedicht *Besinnung*, in dem es heißt: „Göttlich ist und ewig der Geist / Ihm entgegen, dessen wir Bild und Werkzeug sind / Führt unser Weg [...] Hold zwar und mütterlich warm umhegt uns Natur [...] Doch befriedet Natur uns nicht / Ihren Mutterzauber durchstößt / Des unsterblichen Geistes Funke...“ (SW10, S. 324f.).

Ausdrücklich bekennt sich Hesse zu seiner „logozentrischen Anschauungsweise“ in Abgrenzung zur „biozentrischen“. Sicherlich gibt es die Kraftquelle der Natur, aber sie genügt nicht, sie „befriedet“ nicht.

Die Briefe aus der Zeit der Arbeit am *Glasperlenspiel* lassen deutlich erkennen, wie sehr die Arbeit an diesem Roman ihm zum Lebenselixier wurde. Er findet darin eine „Art Lebensluft, Trost und Religiöschchen“⁸ Er fühlt sich eingehüllt von der Atmosphäre dieser von ihm geschaffenen geistigen Welt, er fühlt sich selbst zu Josef Knecht werden, wenn er, ruhig meditierend, in seinem Garten vertrocknetes Gras verbrennt und die Asche über die Blumen streut, da „spreche er mit ihm und atme mit seiner Lunge“⁹ und schaue die Welt an mit seinen Augen. Kein Zweifel, die Ar-

⁷ *Materialien zu Hermann Hesses „Das Glasperlenspiel“*. Hrsg. von Volker Michels. Bd. 1: Texte von Hermann Hesse. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1973, S. 219.

⁸ „In den Niederungen des Aktuellen“ Hermann Hesse. *Die Briefe, Band 5, 1933–1939*. Hrsg. v. Volker Michels. Berlin: Suhrkamp 2018, S. 286.

⁹ *Die Briefe 5*, a.a.O., S. 321.

beit am Roman wirkt wie ein Immunschutz, aus ihm gewinnt er Kraft des Überlebens in schwerer Zeit.

Dieser Roman gilt als eine Art Utopie, aber das meiste daran ist gar nicht utopisch. Es ist die gewöhnliche, bekannte und durchaus nicht zukünftige Welt mit allem, was dazugehört: Ökonomie, Wissenschaftsbetrieb, Produktion, Konsum. Darin eingebettet die pädagogische Provinz Kastalien, die eher an Vergangenheit denken lässt, eine Art Vatikan des Geistes oder das idealisierte goldene Zeitalter der Bildungswelten von Maulbronn bis Weimar.

Utopisch ist wohl nur, dass dieses ganze System gipfelt in etwas pragmatisch gesehen Nutzlosem, das seinen Zweck in sich selbst hat: Das Glasperlenspiel. Es ist der höchste Zweck des Ganzen, seine Sinnggebung. Hier muss man innehalten, was hier geschieht und was damit gesagt ist, ist eigentlich etwas Ungeheuerliches: Diese Spielkultur besetzt den Raum, den einst das Göttliche einnahm, von woher die Sinnggebung erfolgte. Jetzt ist dort das Spiel. Die alte religiöse Andacht und Ehrfurcht ist noch da, auch der Habitus der Frömmigkeit, der Askese, der liturgischen Disziplin – alles das ist noch da, umkreist aber nun die geistige Mitte des Glasperlenspiels. Das ist die eigentliche Provokation des Romans, die zu denken gibt: Der alte Gott ist tot, es lebe das heilige Spiel!

Und was ist das für ein Spiel? Es ist ein Spiel mit der unendlichen Bedeutungsfülle der bisher geschaffenen Kultur. Eigentlich entsteht nichts Neues sondern immer nur Kombinationen des bereits Geschaffenen. Mit Hilfe von Symbolzeichen werden in einer Art Notenschrift die jeweiligen Inhalte der Kultur aufgerufen, angedeutet und neu miteinander kombiniert, immer neue Konfigurationen aus der Welt des Wissens, der Musik, der Literatur, der Religion usw. Das Glasperlenspiel enthüllt überall Parallelen, Muster, Verknüpfungen, Assoziationen, Anspielungen. Es ist von seinen Inhalten her universell. Es spielt mit allen Kulturen. Es ist aber auch die Vision eines Endes: Kultur deckt ihr Betriebsgeheimnis auf, indem sie mit sich selbst spielt.

In der spielerischen Selbstbezüglichkeit des Glasperlenspiels spürt man nicht nur die Sehnsucht, im eigenen Werk zu verschwinden. Es ist nicht nur ein Verschwinden in der Subjektivität. Sondern – und das ist das Überraschende und eigentlich Neue im Werk Hermann Hesses – es gibt hier einen emphatischen Willen zur Objektivität. Es geht nun nicht mehr primär darum, die eigene Subjektivität zum Ausdruck zu bringen, sondern teilzunehmen an der Sphäre des objektiven Geistes, mit strenger Zucht und Disziplin und doch auch spielend. Der subjektive Reichtum entfaltet sich in der strengen, objektiven Form, wie bei einer Fuge. Ganz ausdrücklich spricht Hesse in diesem Zusammenhang von dem „Gehorsam gegen den Geist“ (SW5, S. 333).

Es ist etwas Größeres, etwas Objektives, in das ein Subjekt in seiner Entwicklung hineinwächst und so zu einem Individuum im höheren, gesteigerten Sinne wird. Bei dieser Objektivität geht es um Dinge, welche, wie es im Vorspruch zum Roman heißt, nur dadurch,

daß fromme und gewissenhafte Menschen sie gewissermaßen als seiende Dinge behandeln, dem Sein und der Möglichkeit des Geborenwerdens um einen Schritt näher geführt werden (SW5, S. 7).

In der Idylle *Stunden im Garten*, entstanden während der Niederschrift des *Glasperlenspiels*, schildert Hesse die Vision, die ihn dabei begleitet,

ich höre Musik und sehe vergangene und künftige Menschen, sehe Weise und Dichter und Forscher und Künstler einmütig bauen am hunderttorigen Dom des Geistes (SW9, S. 614).

Das alles geschieht in der bescheidenen Haltung des Dienens. Es kommt nicht darauf an, dass der Einzelne sich exponiert, heraustritt, sich allzu wichtig nimmt.

Im *Glasperlenspiel* hat Hesse für sich selbst diesen Punkt erreicht, von wo aus er in gelassener, souveräner und versöhnter Weise sich selbst durchsichtig wird als Mitwirkender beim Bau des „hunderttorigen Doms des Geistes“, diesem großen Spiel, für das ein Leben sich lohnt.

Vortrag im Rahmen der 24. Silser Hesse-Tage 2024